

VOIGT &

GÜNTHER'S

Orbis pictus.

Bilderbuch

zur

Anschauung und Belehrung.

Bearbeitet

von

Dr. Lauckhard,

Großherzoglich Sächsischem Schulrath.

Mit circa 600 colorirten Abbildungen.

(1860)
Leipzig,

Voigt & Günther.

g. 121/122
fehlb.

Ku



R. Bauer del.

G. Brinkmann sculp. L. pag.

Druck von Voigt & Günther.

einen Riesen zu verfolgen, der die Erdoberfläche wie ein Stück Papier zusammengerollt hatte, um sie auf seinen Schultern in die Hölle hinab zu tragen. Wischnu nahm ihm die Erdrolle ab und faltete sie wieder glatt. Dabei bediente er sich eines zolllangen Heiligen als Falzbein. Darüber lachte das Meer. Wischnu, erzürnt, soff es aus und gab es wieder von sich. Die letzte Verwandlung Wischnus — die zehnte — wird das Ende der Welt herbeiführen. Im Himmel steht nämlich ein weißes geflügeltes Pferd mit aufgehobenem Vorderfuße. Wenn der Gott sich in dieses Pferd verwandeln wird, wird es den Fuß fallen lassen und dabei so mächtig auf die Erde stampfen, daß die Schlange, welche die Erde umschlingt, nicht mehr im Stande sein wird, dieselbe zusammenzuhalten.

Der dritte Gott, Siva, ist die zerstörende Kraft. Er ist ein Ungeheuer von so unermesslicher Dicke, daß sogar die Schlange, welche (nicht bloß die Erde, sondern) die Welt umschließt und welche Watiga heißt, nicht ausreicht, ihm zum Gürtel zu dienen. Er wird mit drei Augen und sechszehn Armen abgebildet.

Das Weltall stellen sich die Inder als ein Ei vor, in dem verschiedene Weltkörper eingeschlossen sind. Die Erde ist der Mittelpunkt, besteht aber wieder aus sieben übereinanderliegenden Erden, deren jede von der anderen durch ein Meer getrennt ist. Diese Meere

sind: ein Meer von frischem Wasser, ein Milchmeer, ein Buttermeer und Rahummeer, ein Weinmeer, ein Syrupmeer und endlich ein Meer von Salzwasser.

Nach der Lehre von der Seelenwanderung gehen die reinen Seelen unmittelbar nach dem Tod in den Himmel ein; die unreinen aber müssen zur Strafe und Besserung vorher eine Reihe von Thierkörpern durchwandern. Je lasterhafter eine Seele ist, desto mühseliger muß das Loos des Thieres sein, in dessen Leib sie eingeschlossen wird. Sehr unreine Seelen wandern z. B. in die Körper von Packeseln und Postpferden.

So sonderbar uns diese Ansichten vorkommen mögen, so gewiß ist, daß ihnen ein tiefer Sinn zu Grunde liegt, den wir aber aus Unbekanntschaft mit der altindischen Sprach- und Darstellungsweise nicht mehr zu enträthseln vermögen.

Unsere Abbildung stellt einen indischen Fürsten dar, welcher, auf einen Elephanten sitzend, seine Pfeife raucht, während ein Diener den Sonnenschirm über ihn hält und der Karnal den Elephanten eben zum Aufstehen antreibt. Einer vom Gefolge steigt eben zu Pferd. Im Vordergrund sieht man einen Teppich ausgebreitet, auf welchem Erfrischungen genossen wurden.

Leben der Engländer in Ostindien.

Die Häuser der Handelsfürsten von Kalkutta und Madras bieten, wenn man sie zur Abendtafel beleuchtet sieht, einen außerordentlich großartigen und glanzvollen Anblick dar. Die Säle sind immer von der größten Ausdehnung. Man braucht Lust in diesem glühenden Klima, daher der hohe Plafond; alle Thüren offen, nur mit Gaze oder leichten Bambusgeweben verhüllt, um das Eindringen der Fledermäuse zu verhindern, die mit Sonnenuntergang umher-

schwirren. Die Wände sind insgemein von weißem Stuck aus zerstoßenen Muschelschalen. In einer gewissen Entfernung von einander sind vielarmige Wandleuchter an den Mauern befestigt, welche Glaslampen, gefüllt mit Kokosöl, tragen, und von wo aus das ganze Gemach mit Strömen von Licht übergoßen wird. Die Fußböden sind bedeckt mit Matten von kalkuttischem Palmrind, fein, glatt und schimmernd, so daß sie der Fuß zu betreten Bedenken trägt. Die

Vierundzwanzigstes Blatt.

A s i e n.

Erstes Bild.

Die Inder.



Vorderindien gehört einem großen Theil nach den Engländern. Wenn in der heißen Jahreszeit die Krankheiten erzeugende Hitze den Europäern gefährlich wird, so ziehen sie schaarenweise hinauf in's tibetanische Alpenland, über dem sich, im Norden Indiens, in einem Halbkreis von 60 Stunden, der Himalah mit seinen Gletschern und Schneebergen erhebt.

Vor dem Himalahgebirge dehnt sich das 20 Meilen lange und 9 Meilen breite Thal von Caschmir aus, ein reizender Landstrich voll Leben und Fruchtbarkeit. Herrliche Wälder, darin Hunderte von Pfauen und Basanen, die sich auf den Bäumen wiegen, schwarrende Papageien, welche Nüsse aufknacken, Affen und Eichhörnchen, die von Ast zu Ast springen; reich gesegnete Felder mit Reis, Baumwolle, Zuckerrohr und Klee bepflanzt; herrlich beschattete Landstraßen, auf denen Reiter, Elephanten, Palankins, beladene Kameele und Ochsen rasch dahinziehen; in der Ferne blinkende Flüsse, heitere Städte und Flecken — das ist das Thal von Caschmir, wo wegen der hohen Lage, ein ewiger Frühling herrscht, wo der Aufenthalt der ersten Menschen, der Garten Eden, gewesen sein soll. Die Hauptstadt dieses Landstriches, in welchem die meisten Caschmirshawls verfertigt werden, heißt Sirinapur.

Von dem Himalah herab fließt der Ganges, der heilige Strom der Inder, dessen Wasser,

wie sie glauben, vom Himmel kommt, daher es von allen Sünden rein zu waschen im Stande ist. Nicht weit von der Quelle liegt die Stadt Hurdwar (Pforte Gottes), ein Wallfahrtsort, wo sich viele Tausende, die engen steinernen Treppen hinab, zum Bade drängen, so daß zu Zeiten eine Menge Menschen erdrückt werden. In der heiligen Stadt Venares, die gleichfalls am Ganges liegt, ertränken sich oft fromme Pilger, weil sie auf diese Weise am ersten selig zu werden hoffen. Sie befestigen irdene, am Boden durchlöchernte Gefäße unter die Arme und steigen, feierliche Lobgesänge anstimmend, in den Strom. So lange die Töpfe noch nicht ganz gefüllt sind, treiben die Pilger mit den Fluthen dahin, bis sie allmählig unter sinken. In dieser Stadt, der Lotos (eine heilige Blume) der Welt genannt, und nach der Inder Glauben, auf der Spitze vom Dreizack des Gottes Siwa erbaut, wirbelt es durch die engen, mit hohen, buntgemalten Häuser eingefassten Gassen, beständig von Pilgern, Kranken, Fakirs (Mönchen) und Braminen (Priestern).

Aber auch heilige Thiere erfüllen die Straßen und Plätze, aus welchen die Pagoden (Tempel) mit vergoldeten Thürmen emporragen. Eine große Zahl von Stieren geht frei umher; sie sind einem Gotte geweiht und dürfen nicht beleidigt, nicht aus dem Wege gedrängt werden. Die Frommen füttern sie mit Zuckerbrot. Eine Menge von Affen — gleichfalls unverletzlich — klettern allenthalben umher und werden den Fremden, denen sie die Taschen visitiren, beschwerlich.

Viele Heilige giebt es in Benares. Dies sind Menschen, welche durch jahrelange Selbsteinzigungen den Göttern an Macht gleich zu werden streben; — manche halten die Hände so lange fest zusammen bis ihnen die Nägel durchwachsen, andere stehen in $\frac{1}{2}$ Fuß langen Stacheln Jahre lang.

Benares ist zugleich der reichste Markt des indischen Handels. Kostbare Shawls, Diamantschmuck, Mousseline, Seiden- und Wollenwaaren, Waffen und Goldarbeiten werden hier zum Verkauf ausgestellt.

Die Braminen bilden die Priesterklasse. Jeder Bramine ist heilig und unverleglich durch seine Geburt. Was er verkündet, ist Gottes Wort. Er ist Herr und Gebieter über jeden Einzelnen; dazu macht ihn der Glaube des Volkes. Diese Braminen haben, neben mancherlei sonderbaren Lehren, folgenden merkwürdigen Grundsatz: Der Himmel ist ein Palast, welcher viele Thore hat, durch welche man zu ihm eingehen kann. Demgemäß wird jede Religion in Indien geduldet. Die Hinbus verdammen keinen Andersgläubigen und verlangen von Niemanden, daß er ihren Glauben annehme. In unsern Tagen sind mehrere Braminen nach London gekommen, um die Wissenschaften der Europäer zu studiren. Dafür wurden sie indeß von ihren Landsleuten in den Bann gethan.

Die Inder sind in Kasten (Klassen) eingetheilt. Jeder Sohn muß das Geschäft des Vaters treiben und das werden, wozu er durch die Geburt bestimmt ist. Es giebt vier Kasten. Die Braminen, welche aus Gott Bramas Haupt entsprangen, die Krieger, die aus seinen Armen, die Handwerker und Kaufleute, die aus seinem Leibe, die Unreinen (Parias), die aus seinen Füßen hervorgegangen sind.

Die Inder verabscheuen die Europäer, weil sie das Fleisch der Kuh — des heiligsten Thieres — essen, weil sie trinken und das Gefäß mit den Lippen berühren, während es bei ihnen Gesetz ist, den Trank sich einzugießen, und weil sie mit der rechten Hand, mit der allein gegessen werden darf, auch unreine Dinge berühren.

Die Inder sind äußerst reinlich, sehr sanft

und mitleidig gegen die Thiere; wer einen Fisch, eine Ameise tödtet, ein hungriges Hausthier zur Arbeit zwingt, muß Geldstrafen zahlen.

Es soll Hospitäl für Fliegen und Ameisen geben. Für erstere werden Tagelöhner bezahlt, die sich zerstechen und das Blut aussaugen lassen; man setz auch Milch, Reis und Zucker den Fliegen zur Mahlgut hin.

Wir wollen zum Schluß noch Einiges von den religiösen Ansichten der Inder hersehen.

Die Inder sind wahrscheinlich das Volk der Erde, welches am frühesten sich aus seinem natürlichen rohen Zustand zur Bildung erhob. Ihre frühere Geschichte ist uns jedoch völlig unbekannt. Ihre Geschichtsbücher sind voll der sonderbarsten Märchen. Sie reden von Tausenden und Millionen von Jahren. Die ältesten Baudenkmale sind ungeheure Tempel, Pagoden genannt, welche nicht frei in der Luft stehen, sondern im Innern von Porphyrbergen ausgehöhlt und von solcher Ausdehnung sind, daß sie unterirdischen Städten gleichen und unsere höchsten Kirchthürme bequem in sich aufnehmen könnten. Dabei ist die Steinhanerarbeit, als Bildsäulen, Altäre, Bögen, Galerien, aufs Feinste ausgeführt.

Nach den heiligen Büchern (Vedas) der Inder ist Bram der höchste Gott, der als ein Hauch aus sich selber hervorgeht. Indem er sich denkt, entfaltet er sich zu einer Dreiheit: Bramas, Wischnu und Siwa. Bramas ist die schaffende Kraft: „Es war,“ heißt es, „weder Oben noch Unten, sondern nur das Eine, eingehüllt und dunkel; außer diesem Einen war nichts. Es brütete einsam mit sich selbst und brachte die Welt aus sich hervor.“ Bramas wird mit fünf Köpfen abgebildet. Einst verlor er einen dieser Köpfe im Streit mit Siwa; aus dem Blut, das dem Hals entströmte, entstand ihm ein Sohn, der 500 Köpfe und 1000 Hände hatte.

Wischnu ist die erhaltende Kraft. Er steigt in vielerlei Gestalten auf die Erde, um sie vom Bösen zu erlösen. Bald erscheint er als Seehund, um einem bösen Geist die Vedas abzu-jagen, mit denen sich dieser auf den Grund des Meeres geflüchtet hatte, bald als Eber, um

Geräthschaften sind von der reichsten und aus-
gesuchtesten Eleganz; die Verschwiebenheit und
Menge der Diener, ihr würdiges und achtungs-
volles Benehmen, geben diesem Leben einen so
vornehmen Anstrich, daß man sich in der Resi-
denz eines Fürsten zu befinden glaubt.

Treten wir in den Speisesaal. Die Tafel
biegt sich unter der Masse Fleischspeisen, wäh-
rend einige Fuß darüber eine ungeheure massive
Windfuchtel wie ein Pendel schwingt; dies ist
das „Punkah.“ Bis zur Ankunft der Gäste ist
seine Bewegung fast unmerklich, aber von dem
Augenblick an, wo man zu Tische sitzt, bringt
ein Diener es in Schwung. Die so bewegte
Luft umspielt eure Schläfe, kommt dem Schweiß
zuvor oder tilgt ihn, wie er entstehen will. Es
ist dies eine große Erleichterung nach der An-
strengung eines Marsches von einem Zimmer
zum andern und einige Minuten außer seinem
wohlthätigen Einfluß zugebracht, bringen dies
am besten zum Bewußtsein; man findet jenes
feinath unentbehrliche Möbel fast in allen
Zimmern. Hinter jedem Sessel steht ein
Diener, in einem Turban, mit Bari und dickem
Schmurrebart, die Arme über der Brust ge-
krenzt. So wie du sitzt, öffnet er seine Arme,
um dich näher an die Tafel zu rücken, um die
Serviette zu entfalten und auf deinen Knien
auszubreiten.

Auf dem Tische brennen Kerzen in Glas-
glocken. Diese Glocken sind umgebogen und an
Leuchtern befestigt; der obere Theil ist durch
einen durchbrochenen Deckel geschlossen, der die
Flamme gegen den Wind des Punkah schützt.
Neben jedem Gast ist eine Auswahl von Glä-
sern für die verschiedenen Sorten von Wein
bestimmt. Jedes Glas ist mit einem kleinen
chinesischen Hut von Silber bedeckt, eine nöthige
Vorrichtung gegen Mücken und andere Insekten,
denn man kann oft sehen, wie sich eine Wolke
von Heuschrecken und Ameisen auf die Tafel
stürzt und Alles in einem Augenblick beschmutzt.
Jeder ist auf einem doppelten Teller, in dessen
unterem Theil man heißes Wasser unterhält,
damit der Anblick kalt gewordener Sauce nicht
unangenehm wird. Endlich verläßt man die
Tafel mit überladnem Magen, verführt von

Gericht zu Gericht durch die Gewürze, womit
Alles schmackhaft gemacht ist.

Wenn du kein Engländer bist, so wunderst
du dich über die ungeheure Menge von Bier
und Wein, welche von diesen so blassen jungen
Engländerinnen genossen wird. „Ich konnte
gar nicht von meinem Erstaunen zurückkommen,“
erzählt ein Reisender, „als ich meine Nachbarin
ganz ruhig über anderthalb Flaschen von sehr
starkem Bier verfügen sah, während dieselbe
außerdem mit Vordeang abwechselte und zuletzt
noch, zum Dessert, fünf oder sechs Gläser eines
leichten Champagners zu sich nahm. Die ein-
zige Folge davon schien, daß ihre Zunge ein
wenig gelöst wurde und ihre Augen einiges
Leben bekamen. Ich hoffte in ihr eine Aus-
nahme zu finden; aber später hatte ich Gelegen-
heit mich zu überzeugen, daß sie die allgemeine
Regel darstellte. So bekämpft die Mehrheit der
englischen Damen die Müdigkeit des Körpers
und des Geistes, welche das Klima mit sich bringt.
Bald kommt die Zeit, wo eine solche Lebens-
weise die Gesundheit der Dame zerstört; sie
muß sich dann von ihrem Manne trennen und
mit ihren Kindern nach Europa zurückkehren.

Gegen Ende der Mahlzeit sieht man das
Pukah (die Tabakspfeife) ankommen. Die
Raucher haben einen Bedienten, dessen einziges
Geschäft es ist, dieses Gefäß immer im Stand
zu halten und überall hinzutragen, wo der Herr
speisen will. Es besteht aus einer Glocke aus
eingelegtem Metall, oder öfter von Krystall,
halb angefüllt mit Wasser; an diese Glocke
schließen sich ganz genau zwei Röhren an: die
eine gerade, welche einen silbernen Behälter
trägt, die andere biegsam, welche bis zum Siege
des Rauchers reicht. Die biegsame Röhre ist von
Eisendraht in Birkenrinde, welches Alles mit
Seide oder einem anderen kostbaren Stoffe be-
deckt ist; sie entbigt in einen goldenen oder sil-
bernen, reich verzierten Schnabel.

Vor dem Rauchen gießt man immer ein
wenig Rosenwasser in die Röhre. Die Fül-
lung, eine Art trocknen Teiges, den man
raucht, besteht aus Rosenblättern, Sandigut, oder
Opium und getrockneten wilden Äpfeln; dazu
kommt wenig oder gar kein Tabak. Dieses

Gemenge würde allein nicht brennen: man macht deswegen Klügelchen von Kohlenstaub und Reismehl, die, einmal angezündet, selbst fortbrennen, und bedeckt damit die Oberfläche der Füllung. Wenn die Ladung des Hufschutzes gut zubereitet ist, so verbreitet sie angezündet einen

aromatischen Duft, der in Europa, in unseren geschlossenen Gemächern, vielleicht zu stark wäre; aber in den ungeheuren indischen Salons, unter der Luftströmung des Pankah, werden die Sinne angenehm dadurch erregt.

Zweites Bild.

Der Tiger.

Dieses Raubthier ist oft größer und länger als der Löwe. Oben ist der Tiger schön rothgelb, mit unregelmäßigen schwarzen Querstreifen; Schnauze, Backen, Inneres der Ohren, die Unterseite des Halses, der Bauch und das Innere der Schenkel ist rein weiß; der Schwanz ist gelblich weiß, mit fünfzehn schwarzen Ringen. Von allen Raubthieren ist der Tiger das fürchterlichste. Seinen Aufenthalt nimmt er im Dickicht der Wälder, im Gebüsch, im Schilfe, im hohen Grase, oft ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen. Seine Kraft ist ungeheuer, sein Geruch fürchterlich.

Das Vaterland des Tigers ist das südliche Asien und viele Gegenden Mittel-Asiens, ziemlich weit nördlich kommt er auch vor. Am häufigsten ist er um die Mündungen des Ganges und in fast ganz Vorder-Indien. Dort haust er an fast allen waldreichen Strom- und Meeresufern nicht nur in Menge, sondern ist auch, wo die Gegend nicht sehr stark bevölkert ist, noch Herr über den Menschen. An manchen Orten fehlt es den, nicht sehr muthigen, Einwohnern an Feuerwaffen, und sie flehen entweder ihre Götter um Hilfe an oder bitten den Tiger selbst um Mitleid, indem sie ihn Dunkel nennen. In Mysore schützen die armen Menschen Nachts ihre Dörfer durch brennende Fackeln; die Pallisaden und Dornhecken, mit welchen dieselben umzogen sind, reichen nicht hin, die hungrigen Bestien zurückzuweisen. Aus einer einzigen Detschaft hatten die Tiger binnen zwei Jahren achtzig Einwohner aus der Mitte ihrer Hütten

weggeschleppt und aufgefressen. Am schlimmsten sind die Hirten daran, denn sie müssen, bei Mangel an Feuergewehr, mit ihren Hunden und Fackeln beständig auf der Hut sein, und sehr häufig wird ihnen die ganze Heerde zu Grunde gerichtet.

An den größern Landstraßen werden Wälder und Schilfbüschte ausgehauen und jährlich niedergebrannt, sonst nimmt die Herrschaft der Raubthiere überhand. Ohne die große Furcht dieses Thieres vor dem Feuer würde kaum eine Verbindung in einem Land möglich sein, in dem man der Hitze wegen den größten Theil des Nachts reisen kann. Der Hunger treibt den Tiger an, sich seine Beute selbst aus der Mitte von Reiterhaufen zu holen; ja einmal schleppte einer sogar einen Fackelträger mit fort.

Von den indischen Fürsten werden große Treibjagden angesetzt, für welche oft 20,000 bis 60,000 Mann, Infanterie, Kavallerie nebst Elephanten verwendet werden. Bei solchen Jagden werden große, hohe Garne in einem Bezirke aufgestellt, zwischen welchen in gewissen Entfernungen auf Bäumen oder Pfählen Schießhäuschen angebracht sind, in welche die besten Schützen sich setzen, um von da auf Tiger und andere Raubthiere schießen zu können. Dann wird ringsum, gegen die Garne hin, das dünne Gras und Gebüsch angezündet und zugleich sämmtliche Mannschaft rings aufgestellt, welche vorwärts schreitend, schreiend, trommelnd und schießend, unter dem fürchterlichsten Lärm nach dem Garne hintreibt.

man ihnen in mond hellen Nächten an ihren gewöhnlichen Trinkplätzen aufwartet, und sie dem sichern Hinterhalt zwischen hohen Felsen nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann.

Das Fleisch gilt den Wilden als Leckerbissen und aus der Haut macht man vortreffliche Reitgerthen.

Viertes Bild.

Die Chinesen.

China ist mit Wüsten, Gebirgen und einem fast kuchtenlosen Meer umschaut; dadurch wird es vom Verkehr mit der übrigen Welt abgeschlossen; es ist auf der Bildungsstufe, auf welcher es seit langer Zeit sich befindet, stehen geblieben und gleicht einem abgestorbenen Glied im großen Ganzen. Die Pflicht des Gehorsams ist im chinesischen Staat die erste; und wo dieser verweigert wird, da weiß das Bambusrohr ihn nachdrücklich zu erzwingen. Bettler, Tagelöhner und Minister, gleichviel wo und wann, auf der Straße und im Palaß, werden auf die Erde geworfen und mit dem Bambusrohr geprügelt. Der Kaiser von China gilt für den Vater des Reichs und die Unterthanen sind seine Kinder. Ihr Reich nennen die Chinesen die Blume der Mitte, der Kaiser heißt der Sohn des Himmels, sein Thron der Drachenthron und seine Leibgarden werden die Tiger genannt. Die Engländer, welche von den Chinesen mit dem Namen der rothborstigen Barbaren auf Höllenschiffen (Dampfböten) belegt werden, haben mehrere Siege über die Chinesen errungen. Früher war ihnen nur der Hafen von Kanton zum Verkehr geöffnet; jetzt sind mehrere frei.

Die Chinesen sind fleißig, höflich und gehorsam, aber große Betrüger. Es kam vor, daß Kleinräuber Enten und Schinken verkauften, welche inwendig mit Erde und Sägspänen ausgestopft waren. Daß sie ihre kleinen Kinder, wenn sie deren zu viele bekommen, ermorden und auf die Straße werfen, wo sie jeden Tag die Polizei in Karren zusammensuche,

ist wahrscheinlich eine Erbsünde. Gewiß ist aber, daß China, weil kein Chinese auswandert, so überfüllt ist, daß ganze Dörfer auf Flößen, welche auf Kanälen und Flüssen liegen, erbaut sind. Die auf dem Wasser wohnen, sind jedoch sehr verachtet, und ein Mädchen vom Lande würde sich nicht leicht aufs Wasser verheirathen. Das erste und Lieblingsgeschäft der Chinesen ist der Handel. Sie sind Kaufleute durch und durch. Dabei ist die Gewerthätigkeit sehr ausgebildet. Sie sind in Färberei, Sticerei, Draht- und Eisenbein-Arbeiten den übrigen Völkern weit vor. Die Tapeten wurden in China erfunden. Das Volk besitzt eine ausnehmende Geschicklichkeit und Pünktlichkeit im Nachahmen. Ein englischer Officier ließ sich zwölf Paar Mantinghosen machen und gab dem chinesischen Schneider ein Paar getragene zum Muster. Die bestellte Arbeit wurde aufs Pünktlichste ausgeführt; aber alle Hosen waren — wie das Muster — über dem Knie geschnitten. — Der Ackerbau ist gleichfalls ein Erwerbszweig. Es wird jedes Frühjahr ein großes Ackerbaufest gefeiert. Dabei zieht der Kaiser in eigener Person, von seinem Hofstaat begleitet, einige Furchen und streut Samen hinein. Vierzig Männer führen eine Riesentunne von Porzellan-Erde auf einem Rollwagen umher, welche am Ende zer schlagen wird; es fallen unzählige kleine Porzellantücher heraus, die unter das Volk vertheilt werden. Ein anderes Fest ist das große Laternenfest, wo mehrere Nächte hindurch alle Hütten, Häuser und Paläste sämmtlicher Dörfer und Städte, ja die Schiffe auf den Flüssen und

Wenn ein Tiger sich satt gefressen hat, soll er nicht gefährlich sein. Da man weiß, daß der Tiger, wenn er ein Thier weggeschleppte, in der folgenden Nacht wieder dahin zurückkehrt, so errichtet man in der Nähe ein Schieß-

haus, und erlegt ihn oft, während er seine Mahlzeit verzehrt. Auf die Erlegung eines Tigers ist eine Belohnung von etwa 5 Thalern gesetzt.

Drittes Bild.

Das Nashorn.

Es lebt meist in Vorder- und Hinterindien und ist ein häßliches Thier. Seine Haut ist mit kurzen Haaren bedeckt und bildet an Schultern und Schenkeln sehr tiefe Falten. Sie ist bräunlich und $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Auf der die Nasenknochen bedeckenden Haut stehen ein oder zwei Hörner, welche nicht hohl sind, und aussehen, als ob sie aus lauter fest zusammen gebackenen Haaren beständen. Der Kopf dieses Thieres ist 2 Fuß 8 Zoll groß, sein Rumpf 8 Fuß. Sein Schwanz hat eine Länge von 2 Fuß und das Horn von 2 Fuß 4 Zoll. Die Oberlippe ist sehr beweglich; sie kann um $\frac{1}{2}$ Fuß verlängert werden. Das spitze Horn auf der Nase ist eine mächtige Waffe, die das Thier übrigens selten braucht, da es, wie der Elephant, nicht leicht angegriffen wird. Das Nashorn nährt sich von Pflanzen, Blättern und Zweigen. Sein Fleisch ist essbar, die Haut giebt Schilde und Panzer.

Das Nashorn ist für den Reisenden von allen Thieren das gefährlichste, indem es mit blinder Wuth auf jedes unbekannte Geräusch oder jede fremde Witterung heranzieht, die ihm sein scharfes Gehör oder sein noch schärferer Geruch verrathen. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem vor einen Wagen gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist, und mit unbegreiflicher Kraft Alles mit sich fortgeschleppt und zertrümmert hat. Es ist fast unmöglich, ein solches Thier einzuholen, wenn es entflieht, oder ihm zu entlaufen, wenn es verfolgt, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt oder zerbricht, das ein

Mensch oder ein Pferd umgehen muß. Daher wird nie im offenen Felde Jagd auf das Nashorn gemacht, sondern der Jäger schleicht sich hinter dem Gebüsch unter dem Winde leise heran und sucht dem Thiere, das eben so schlecht sieht als es hört und riecht, so nahe zu kommen, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die gewöhnliche Entfernung ist dreißig Schritt, die Stelle, nach welcher gezielt wird, das Auge; denn nur hier sind Knochen und Fell dünn genug, daß die Kugel bis zum Gehirn durchdringen kann. Verfehlt man diese Stelle, und behält das Thier Kraft genug zum Verfolgen, so stürzt es wüthend nach dem Ort hin, wo der Schuß fiel und blickt und spürt umher nach dem Feinde. Sobald es denselben sieht oder wittert, senkt es den Kopf, brückt die Augen zu und rennt mit dem Horn die Erde streifend vorwärts. Dann ist es noch ein Leichtes ihm auszuweichen, indem man nur behende einige Schritte zur Seite treten und das wüthend anbrausende Thier an sich vorbeischießen lassen darf. Dabei muß aber immer noch Besonnenheit genug da sein, daß man sich nicht nach der Windseite wendet, und sich dadurch dem Thier aufs Neue verrathe. Geübte Nashornjäger versichern, daß sie auf diese Weise stundenlang einem immer mit neuer Wuth auf sie einbringenden Nashorn auszuweichen im Stande gewesen wären, und es endlich, nachdem es ausgetobt, desto leichter erlegt hätten. Die gewöhnlichste Art, dem Nashorne und allen großen Thieren, von denen man Widerstand fürchtet, beizukommen, ist die, daß

Kanälen mit Laternen, die mit buntfarbigem Papier oder Zeug überzogen sind, beleuchtet werden. Wenn man in dieser Zeit von einem höhern Standpunkte aus ganz China übersehen könnte, so würde das Reich in Flammen zu stehen scheinen. Zu den Volksbelustigungen gehören auch Theater und Puppenspiele, ferner Hahnengefechte und Henschkremlämpfe. Solche streitbare Henschkreml werden in Papierhäuschen feilgeboten.

Lesen und Schreiben kann fast jeder Chinese, denn für Schulen wird viel gethan. Sechs bis sieben Jahre müssen die Kinder bloß auswendig lernen; in den folgenden sieben Jahren wird das Gelernte erklärt. Daß das Bambusrohr dabei nicht unthätig bleibt, kann man sich leicht denken. Alles lesen lernen aber wenig Chinesen, bloß die Gelehrten; denn die Sprache hat ungefähr 80,000 Wörter und für jedes ein besonderes Zeichen. Das Schießpulver, die Blatternimpfung, den Compaß und die Buchdruckerei kannten die Chinesen schon vor uns, aber die Schrift wurde in Holztafeln geschnitten und abgedruckt, so daß man mit denselben Buchstaben nur ein und dasselbe Buch drucken konnte. Jetzt kommen in Kanton mehrere Zeitungen heraus, die mit beweglichen, aber hölzernen, Buchstaben gedruckt werden.

Ihre Religion nennen die Chinesen „die Lehre der Vernunft,“ aber sie lehrt dennoch unzählige Götter, welche unter den abenteuerlichsten Gestalten verehrt werden.

Gestalt und Gesichtsbildung der Chinesen sind nicht schön, doch auch nicht so häßlich, als man sie auf ihren Porzellangefäßen (deren Malerei meist Kinder besorgen) abgebildet findet. Ihr Gesicht ist platt und breit und geht unten spitz zu; die schwarzen Augen liegen schief; das Haar ist dunkel. Ihre Kleidung besteht in einem seidenen oder baumwollenen Hemd, einer Unterweste, einem engen Rock, der bis auf die Knie reicht, und einem schwarzen oder violetten Oberrock. Der Kopf wird glatt geschoren bis auf den Scheitelkops, welcher lang herabhängt. Diesen Kops hält der Chinese in großen Ehren. Zur Kopfbedeckung dient ein trichterförmiger, lackirter Hut. Im Gürtel stecken Uhr, Messer,

Schreibzeug und Fächer. In der einen Hand trägt man die Tabakspfeife, in der andern den Sonnenschirm. Letzterer fehlt auch bei den Soldaten nicht. Das Militär ist ziemlich unbeholfen; der Soldat ist mit Gepäck überladen und gebraucht Flinten, die, nach alter Art, mit Luntten abgebrannt werden. Die Kugeln sind von Porzellan und sehr gefährlich, weil sie in den Wunden sich zerbröckeln.

Frauen und Mädchen werden fast wie Sklavinnen gehalten. Dünn und schlank gilt bei Frauen für schön; ein schöner Mann dagegen muß korpusculent sein, daher auch die Großen mit dicken Leibern dargestellt werden. Die Füße der Mädchen und Frauen sind sehr klein, so daß sie kaum darauf gehen können; sie lassen sich meist in Palankins (Tragesseln) fortbringen, oder gehen an Handrücken. Schon in früher Kindheit werden den Mädchen — alles Sträubens und Schreiens ungeachtet — die Fußgelenke, mit Ausnahme der großen, nach unten umgebogen und eingeschnürt. Dadurch wird der Fuß verkrüppelt und dick, und das Bein magert ab. Solche unnatürliche Fußstummeln, in kurze, schmale, reichverzierte Schuhe von Kupfer eingezwängt, gelten für eine große Schönheit und heißen „die goldenen Lilien.“ — Alle Frauen schminken sich.

Beim Essen bedient man sich statt der Messer und Gabeln zweier Stäbchen von Holz oder Elfenbein, welche zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand festgehalten werden und womit die Chinesen sehr schnell und geschickt zu essen verstehen, die Speisen werden fast alle zerstückt in Brühen angerichtet; die Schüsseln stehen übereinandergehirnt vor dem Gast; was er nicht ißt wird ihm nach Hause geschickt. Zum Beschluß jeder Mahlzeit wird Thee eingegossen. Man trinkt ihn ohne Milch und Zucker; die Theeblätter liegen auf dem Boden der Tasse und werden mit heißem Wasser übergossen. Der Trank ist von äußerst feinem Geruch und Geschmack. China ist das eigentliche Vaterland des Thees und treibt einen starken Handel damit.

Der Opium wird in China unter dem Tabak geraucht und berauscht ebenso, wie das

in der Türkei gegessene. Der Gebrauch des Opiums ist übrigens bei Todesstrafe verboten. Früher bekam Einer, der ertappt wurde, hundert Bambusstiele. Die Engländer ver-

kaufen aber viel Opium, das sie in ihren indischen Besitzungen ziehen, nach China.

Unsere Abbildung stellt einen chinesischen Soldaten dar.

Fünftes Bild.

Der Porzellanturm zu Nanking.

Die chinesische Mauer ist eins der merkwürdigsten Bauwerke der alten Welt. Sie zieht sich an der Nordgrenze Chinas in einer Länge von 300 Meilen hin und soll schon 200 Jahre vor Christi Geburt erbaut worden sein. Bald steigt sie tiefe Thäler hinab, bald erklettert sie hohe Gipfel, an manchen Orten ist sie doppelt und dreifach, und alle hundert Ruthen erheben sich auf ihr Bastionen oder Thürme. Unter andern übersteigt sie einen Berggücken von mehr als 5000 Fuß Höhe. Ehedem war sie dazu bestimmt, feindlichen Völkern den Einfall in China zu wehren, heutzutage, nachdem die Grenzen des Reichs weit über diese Mauer hinausgerückt sind, hält sie nur wilde Thiere von China ab und hindert das Entkommen von Verbrechern. Durch einige zerbrochene Stellen in der Mauer wurde uns das Besteigen und Untersuchen derselben erleichtert. Der Körper der großen Mauer besteht aus einer Aufschüttung von Erde, die an beiden Seiten von einer Mauer aus Ziegelsteinen zusammengehalten und oben mit einer Plattform von gebrannten, viereckigen Ziegeln geschlossen ist. Die einschließenden Seitenwände erheben sich über die Plattform und bilden die Brustwehren. Die ganze Höhe der Mauer beträgt 25 Fuß, der Fuß der Mauer wird von zwei Reihen Quadersteinen gebildet. Auf seiner Grundlage hat der Bau eine Dicke von 25 und oben von 15 Fuß. Die an den Seiten angebrachten Thürme stehen meist gleichweit von einander, sind aber an Größe und Bauart verschieden. Ihre Höhe beträgt zwischen 30 und 50 Fuß. In ihnen liegen viele Kanonen von Guss Eisen. Für die

Reiterei der Hirtenvölker in den Steppen war dieses Denkmal riesenhafter Anstrengungen allerdings unübersteiglich, gegen Kanonentugeln würde es freilich nicht bestehen. Zur Erbauung dieses Wunderwerkes sollen mehrere Millionen Menschen zehn Jahre lang verwendet worden sein und 400,000 Menschen dabei ihr Leben eingebüßt haben.

Ein anderes bekanntes Bauwerk der Chinesen ist der Porzellanturm von Nanking, der auf die seltsamste Weise durch Malerei und getäfeltes Holzwerk verziert ist. Das Innere des Tempels hat etwa 100 Fuß Tiefe und macht einen düstern Eindruck, da das Licht, weil die Fenster fehlen, nur durch die Thüre eindringen kann. An der Morgenseite steht der große Thurm, den man den Porzellanturm nennt und den unsere Abbildung darstellt. Sein Dach, wie auch das Dach des Tempels, ist mit glänzenden grünglasirten Ziegeln gedeckt und auch das Mauerwerk damit ausgelegt. Der Thurm hat neun Stockwerke, von denen jedes ein Zimmer bildet, dessen Wände bemalt und mit Nischen versehen sind, in denen Bilder von erhabener Arbeit stehen. Der ganze Thurm ist mindestens 200 Fuß hoch. Für die größte Schönheit desselben gilt seine Spitze, die an 30 Fuß über das Dach hinausragt und aus einem starken Schaft besteht. Um diesen Schaft windet sich eine schlangenförmige Spirale, eine Art hohlen Kegels vorstellend, auf dessen Gipfel eine goldene Kugel von außerordentlicher Größe ruht. Der ganze Thurm ist achteckig, und jedes der genannten Stockwerke ist von dem andern durch ein zierliches